

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 29

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]
Autor: Rabl, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644765>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

1. Fortsetzung

„Dann sage ich aber doch mit noch viel mehr Recht, dass sich alle diese Strömungen überall kreuzen, im dunkeln treffen und bekämpfen — und auf unseren Inseln, die uns gehören, uns! Wir aber sitzen dazwischen, lassen es uns gefallen, wundern uns wohl noch, dass es vor unseren Nasen kracht und unter den Sitzflächen auch. Wir sollten ganz etwas anderes tun als uns nur wundern —“

„Was sollen wir denn tun?“ fragte de Witt mit milder Neugier.

„Nun — so präzis — ich bin kein Politiker, schliesslich.“

„Also! Dann machen Sie keine Pferde scheu mit Ihrem Gemunke. Wir fetten Pfahlbürger von Ambon haben auch eine ganz leidliche Witterung. Bloss — wir reden nicht so laut und viel über Dinge, die zu ändern nicht in unserer Macht steht. Dass diese Zeiten alles andere als erfreulich sind, das wissen wir längst, lieber Jan — darauf können Sie sich verlassen.“ Er wuchtete sich ächzend aus seinem Sessel hoch. „Und nun wollen wir gehen. Sonst wird Betje ungeduldig und verdreht aus purer Langeweile Ihrem guten Pieter Lens ganz und gar den Dickkopf.“ Er klatschte in die Hände. Während ein Boy die Terrasse betrat, murmelte er: „Bringen Sie lieber heraus, woher alle diese verdammten schönen gelben Perlen stammen —.“

* * *

Einzig durch die offene Tür fiel Licht in die fensterlose Schenke des Inders Takkûr. Wer an der kurzen, sehr hohen Bar sass, konnte von dort aus stracks in die Sonne blicken; sie stand schon niedrig, und das gelbliche Segel einer Malaienprau, auf das rostrote und mattblaue Flickengestept waren, verdeckte sie so weit, dass man deutlich, doch ohne geblendet zu werden, den weissglühenden Feuerball durchscheinen sah. Auf der Prau, die nur durch eine schmale Kaistrasse getrennt, vor Takkûrs Schenke festgetäut lag, regte sich nichts; der Eigner, bekleidet mit dem Turban des rechtgläubigen Moslem und dazu einem zweifingerschmalen Lendenschurz, schlief auf einem Bett von Tauwerk; zu seinen Füßen ruhte, sich räkelnd, ein kleines schwarzes Schwein.

„Das ist wie eine Theaterdekoration“, murmelte Betje Swarth nach einem langen Schweigen. „Zuerst war das Licht rot, jetzt ist es gelb, in fünf Minuten wird es blau werden —.“

„Ich warte schon darauf“, antwortete Pieter Lens leise, „zu sehen, wie das Blau zu Ihrem Haar stehen wird.“

Betje Swarth schüttelte die kurze weissblonde Mähne in den Nacken. Die Bewegung war Lens bereits vertraut; Betje pflegte dabei auf unnachahmliche Art den Kopf hochzuwerfen und das sah jedesmal aus, als nehme sie mit ihrer kurzen Nase, deren Spitze lustig aufgeworfen war, Witterung von den Dingen um sie herum. Sie lachte, zeigte dabei kleine, sehr gleichmässige und weisse Zähne, und auf der Spitze ihres runden Kinns erschien ein kleines Grübchen, das

Pieter Lens rasend gern geküsst hätte. Dieses Grübchen war durchaus nicht ausserhalb seiner Reichweite — da Pieter Lens fast zwei Meter mass und seine Reichweite entsprechend war; trotzdem schien sein Wunsch ihm ein unerfüllbarer Traum, und er konnte nichts, als das Mädchen mit seelenvollem Hundeblick anzuhimmeln, ja, er brachte es sogar fertig, das von unten herauf zu tun — nicht einfach, da sie zwei Köpfe kleiner war als er. So also lachte sie den langen Steuermann an, derweil Herr Takkûr ihnen Ginfizzes mischte und dabei die übrigen Gäste seiner Bar im Blickfeld behielt: drei malaisische Matrosen, einen Chinesen, der in verzwicktem Kauderwelsch leise auf einen würdevollen Araber in unsagbar dreckigem Burnus einredete, und zwei „junge Leute“ der Kaufmannschaft von Ambon. Die Malaien tranken sich, dem Gesetz des Koran zuwider, mit beachtlicher Zähigkeit gewichtige Räusche an; der Chineser feilschte mit dem Araber um den Preis, den jener für die Überführung toter Gelber auf seine Dau nach dem Lande der Mitte verlangte; die beiden „jungen Leute“ tranken und blickten auf Betje. Es roch nach der klebrigen Süsse gemixter Liköre, klobig schweren Sumatrazigarren, verbrauchter Kleidung und — vom Abend zuvor — nach dem schlechten französischen Puder von Herrn Takkûrs Tanzmädchen, die noch in ihren sonnendurchflammtten engen Zimmern unter dem Dach in schwitzendem, ächzendem Schlaf lagen; durch die offene Tür zog zuweilen ein fremder Hauch von Salzwasser, Fischen, trockenem Hanf und Leinen.

Betje Swarth blickte sich um, und ihre Augen registrierten jede Einzelheit des Raumes kalt und genau. Dann neigte sie sich mit einem schönen Lächeln der vollen Lippen vor, legte vertraulich die Hand auf Lens' Arm und murmelte, als sei es ein geheimes Liebeswort: „Sehen Sie den schmutzigen Araber dort drüben? Drehen Sie sich bitte unauffällig um!“

Lens gehorchte, nahm, während er einen Schluck von seinem Getränk tat, den Mann in Augenschein und zuckte nur die Achseln.

„Der Kerl steigt mir schon seit gestern nach. Kennen Sie ihn?“

„Nein. Aber ich kann Takkûr fragen.“

„Das lassen Sie bleiben. Es kann mir ja schliesslich egal sein, wer mir harmlosem Mädchen nachspioniert. Wahrscheinlich verwechselt er mich. Was meinen Sie?“

„Sie sind unverwechselbar!“ schwärmte Pieter Lens.

„Sie sollen ernst sein!“ fuhr sie ihn an und brachte es fertig — Pieter Lens fragte sich vergebens, wie — trotzdem weiterzulächeln. „Geben Sie mir eine Zigarette. Der Mensch regt mich auf. Er muss doch einen Grund haben?“

„Vielleicht verwechseln Sie ihn? Diese Burnusse sehen einer aus wie der andere.“

„Er ist so schmutzig“, antwortete sie mit Überzeugung, „dass er sogar auf Ambon auffällt. Warum in aller Welt?“

„Jetzt geht er“, sagt Lens philosophisch. „Er hat Sie eben doch nicht gemeint.“

Betje starrte dem Mann nach. „Er hat mich nicht gemeint?“ — wiederholte sie, Zweifel und Triumph zugleich,

Wenn Beck, dann Casina!

beides Lens ganz unverständlich, in der Stimme. Sie wandte sich dem langen Mann zu. Ihr Gesicht, vorhin unter der Maske des Lächelns gespannt und verkrampft, war ganz gelöst. „Sagen Sie, Pieter, freuen Sie sich eigentlich, dass ich Ihre Tour mitmache?“

„Freuen ist kein Wort, Fräulein Swarth!“

„Wollen Sie es recht nett machen — für alle?“

Alle hiess für Pieter Lens: uns beide. Er strahlte auf:

„Wie kann ich's?“

„Können Sie es ermöglichen, dass wir viele lange Landausflüge machen?“

Lens erschrak geradezu vor soviel Unmittelbarkeit. Es schien ihm, ein wohlgezogenes Mädchen müsse grössere Umwege gehen. „Natürlich tun wir das — van der Stappen hat in den meisten Häfen nicht sehr viel für mich zu tun.“ Das war eine Lüge; gerade in den Häfen hatte der Steuermann von früh bis spät Arbeit, Kummer und Verdross. Lens war entschlossen, sich diesmal von allem zu drücken, mit List oder Gewalt. Er hatte die „Pinaja“ gern und ihren Kapitän nicht minder. Doch die Versuchung, die von Betje ausging, war stärker; er entschied sich, wenn nötig, auf die Heuer zu husten und eine andere zu suchen — falls van der Stappen ihn am Minnedienst zu hindern drohte.

Unter den langen schwarzen Wimpern hervor, die zu ihrer Blondheit einen so pikanten Gegensatz boten, dass alle Freundinnen sie für gefärbt erklärten, beobachtete Betje den Steuermann. Er schien reif für den zweiten Vorstoss. „Sie wissen wohl alles über die Molukken, Pieter?“ schmeichelte sie.

„Jedenfalls gibt es nicht viel, was ich nicht weiss“, prahlte Lens bescheiden.

„Wie kommt man auf die Schildpad-Inseln?“

Lens trank wieder aus. „Gar nicht“, sagte er lakonisch.

„Gar nicht? Wie soll ich das verstehen? Gibt es dort keine Weissen?“

„Nein. Keine Christenseele. Wenn Sie ein Mann wären, würde ich Ihnen raten, ganz einfach das Ding da“, er wies auf die Frau, die noch immer reglos am Kai vor der Türe lag, „zu chartern. Sie als Frau können das nicht. Warum wollen Sie überhaupt hin?“

Sie zuckte die Achseln. „Studien —.“

„Gerade dort?“

„Ich habe mich nun einmal in die Inseln verliebt. Auf dem Atlas. Vielleicht weil sie so genau im Mittelpunkt der Banda-See liegen.“

„Es geht aber nicht. Denken Sie nicht weiter daran.“

Mit einer Fügsamkeit, die einen besseren Frauenkenner als Lens hätte stutzig machen müssen, wechselte sie das Thema. „Was macht eigentlich euer Seeungeheuer?“ fragte sie und lachte.

„Eh —?“ machte Lens. „Ich wüsste nicht, dass wir eins hätten.“

„Anscheinend“, parodierte sie ihn, „gibt es doch vieles hier, was Sie nicht wissen. Oder haltet ihr es geheim?“

„Was denn? Ich weiss wahrhaftig nicht, was Sie meinen.“ Lens war ungeduldig und liess, nach dem vierten Gin-Fizz, sie das merken.

„Dabei drahtete neulich unser Korrespondent in Makassar eine lange Story darüber. Praus, die verschwinden oder von unsichtbaren Händen beschädigt werden, malaische Schiffer, die gewisse Punkte der Banda-See ängstlich meiden —.“

„Eine Seeschlange vermutlich oder ein Riesenkrake“, prustete Lens, lachend.

„Diese Seeschlange hätt' ich gern gesehen“, murmelte sie.

„Das glaub' ich!“ kicherte Lens.

„Na, vielleicht treffen wir das Ding. Unmöglich ist natürlich gar nichts. Ich werde für jeden Fall ein paar Äxte schärfen lassen.“

Wie kann man nur ein armes, harmloses Mädchen ausspotten!“ schmolte sie und schlug leise nach ihm. Er hielt ihre Hand fest, küsste das Gelenk. Lens sah bunte Kreise flirren. Er hörte, wie sie ihm mit ihrer ruhigen spöttischen Stimme zutrank. „Skal“, antwortete er unsicher und schlürfte den fünften Gin-Fizz. Herr Takkûr blinzelte sie fragend an; Lens schien ihm genug zu haben. Der Steuermann bemerkte da mitnichten, und ebensowenig, dass Betje Herrn Takkûr mit einer Art Trotz leise zunichte, so dass eilig ein neuer Gin-Fizz neben Lens erschien.

„Seid ihr eigentlich wirklich so abergläubisch, ihr Seeleute?“ sagte Betje.

„Och, was die Kleine alles wissen will“, stammelte Lens freundlich überlegen.

„Ihr seid so interessant“, flötete sie, „vielleicht“ — er war viel zu voll, der Ironie noch innezuwerden — „weil ihr so selten an Land seid. Was ist zum Beispiel in dem Medaillon, das Ihr Kapitän um den Hals trägt?“

„Das haben Sie gesehen?“ Lens begann zu lachen und fand dessen kein Ende. „Aber — aber —“ keuchte er mit tränenden Augen, „schickt sich das für ein junges Mädchen, einem fremden, wilden Kapitän unters Hemde zu lutschen?“

Betjes flache Hand schlug empört auf die Bar. „Herr Lens!“ fuhr sie ihn an und liess sich vom Hocker gleiten. „Ich gehe —.“

Lens haschte schwerfällig nach ihr. „Nicht — nicht böse sein —“, bettelte er und hatte plötzlich wieder den

NEUES WISSEN

kurz und klar

Man soll nie Wasser trinken, das Pferde verschmähen. Den Pferden kann man unbedingt trauen, nicht aber dem Hund, der jedes auch noch so verseuchte Wasser nimmt, wenn er durstig ist.

Das Gehirn des Gorillas, des höchststehenden Affen, wiegt 450 bis 500 Gramm. Das Gehirn des Löwen wiegt nur 225 Gramm. Das menschliche Gehirn — eines Europäers — wiegt etwa 1500 Gramm.

Die Tschou-Tschou-Hunde, die an ihren schwarzen Zungen erkenntlich sind, stammen aus China. Dort werden sie von den ärmsten Familien gehalten, die sie essen. Der Name Tschou-Tschou bedeutet nichts anderes als «Fleisch».

In Afrika gibt es Zwergmäuse, die so winzig sind, dass eine ganze Familie in einer Streichholzschachtel bequem Platz finden könnte.

Eine kalifornische Löwenfarmerin, die mehrere hundert Tiere grosszog, versichert aus eigener Erfahrung, dass der Löwe eines der dümsten und vergesslichsten unter den Raubtieren sei.

Eine furchtbare Kraft entwickelt der Oktopus, die achtfüssige Krake, im Volksmund meist «Polyp» genannt. In seinen Fangarmen befinden sich vakuumähnlich wirkende Saugvorrichtungen, die eine Saugwirkung von 1,3 Kilogramm je Quadratzentimeter ausüben. Da nun jeder Fangarm viele solcher Saugnäpfe besitzt, so kann man ermessen, welche Aussichten bestehen, wieder an die Oberfläche des Meeres zu kommen, wenn einen ein solches Tier im offenen Meer anfällt.

Einen vermutlich einzig dastehenden Rekord hat der Uhrmachermeister Aurelius Weinreich in Heldringen bei Halle erzielt: der im 87. Lebensjahr stehende Mann kann sich rühmen, seit Bestehen seiner Werkstätte nunmehr 50 000 Uhren instandgesetzt zu haben.
B. F.

Hundebluck. „Sie werden mir nicht glauben, aber ich ver-
kohle Sie wirklich nicht: eine Schuppe vom Schwanz hat
er drin vom ersten Hai, den er gefangen hat. Soll ein Amulett
gegen Taifune sein, sagt er. Ob er's selbst glaubt, weiss ich
nicht. Tragen tut er's aber jedenfalls immer.“

Betje schwang sich wieder auf ihren Hocker. „Starken
Kaffee und Sodawasser“, befahl sie Herrn Takkür, nahm
Lens' Glas und trank es selbst aus. Der Steuermann hätte
sich gewundert, hätte er gewusst, dass das erst ihr zweiter
Fizz war. „Jetzt wird nichts mehr getrunken“, erklärte sie
unerbittlich. „Mein Onkel und Ihr Kapitän müssen bald
kommen.“

Herr Takkür, der Inder, war ein moderner Mann, der in
keiner Weise aufzufallen suchte. Seinen heimischen Turban
— er stammte aus der Gegend um Peschawar, wo die fanati-
schsten aller fanatischen Mohammedaner Indiens zu
Hause sind — hatte er längst abgelegt und wies, allen Ge-
boten des Propheten zuwider, der Welt seinen blossen
Scheitel: eine wunderbar gerade und weiss in blauschwarzem
Haar stehende Linie. Er trug ein modisch gestutztes schwar-
zes Bärtchen auf der Oberlippe; seine Kleidung war makel-
los weiss, und wenn er die silbernen Shaker betätigte, rutsch-
ten krachend gestärkte Manschetten mit schöngeschnitzten
Jadeknöpfen aus den Jackenärmeln. Herr Takkür sprach
englisch wie ein Oxford-Student, holländisch wie ein Re-
gierungsrat aus dem Haag, arabisch wie ein Schüler der
El-Ahzar, malaiisch wie einer der hundert Sultansöhne von
Djakjakarta. Lediglich im Chinesischen war er schwach,
doch die Probleme der gelben Himmelssöhne interessierten

ihn wenig. Diese Sprachstudien hatten sein Talent, Ge-
sprochenes, ohne es zu hören, fast wörtlich von den Lippen
der Redner zu lesen, zur Vollkommenheit entwickelt; man
darf sagen, dass Herr Takkür einer der besten Lauscher
von Insulinde war. So waltete er zwischen zahllosen bunt-
gefärbten, abenteuerlich geformten Flaschen mit Inhalten,
die der Prophet samt und sonders seinen Gläubigen ver-
boten hat, und kümmerte sich scheinbar um keinen seiner
Gäste besonders.

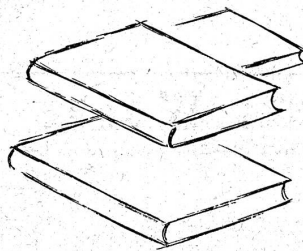
Somit kümmerte Herr Takkür sich auch durchaus nicht
um das Quartett, das aus de Witt, van der Stappen, Lens
und dem Mädchen Betje bestand und alsbald vier neben-
einanderstehende Hocker besetzt hielt. Während sich die
Bar mählich füllte und es lauter wurde, fand er immer wieder
Zeit, zu einem Eckchen zurückzukehren, das anscheinend
sein Büro vorstellte, und geheimnisvolle Zeichen auf dünnes
Überseepapier zu kritzeln. „Er führt mein Konto“, mur-
rte Lens, „ich wollte, die Bude würde ihm abbrennen. Er
müsste gewaltige Verluste haben.“ Er schwang den Würfel-
becher, mit dem sie die nächste — und, wie Betje erklärt
hatte, unwiderruflich letzte — Runde ausknobelten, und
sperrte die Augen auf. Als dann stiess er ein unartikuli-
ertes Gebrüll aus. Das knöcherne Geklapper der Pokerwürfel
hatte damit geendet, dass sie fünf Asse wiesen.

„Ich gratuliere, Steuermann“, sagte Herr Takkür wür-
dig. „In meiner Bar ist das erst dreimal geworfen worden.
Runde für alle?“

„Runde für alle. Und anschreiben“, brüllte Lens.

„— und anschreiben“, wiederholte Herr Takkür unbe-
wegt und machte sich daran, eine Runde Brandy für die
ganze Bar auszuschenken. (Fortsetzung folgt)

NEUE BÜCHER



Karl Grunder: «Bärewirts Töchterli».
Historisches Dialektstück in 5 Akten. 5.
Auflage in neuer Fassung. Verlag Buch-
handlung zum Zytglogge, Bern.

Vor etwa 80 Jahren schrieb der ber-
nische Volksschriftsteller Arthur Bitter
(Samuel Haberstück, 1821—1872) die Erzäh-
lung vom hochfahrenden Signauer Land-
vogtssohn, der dem Töchterlein des Bären-
wirts in sündiger Leidenschaft nachstellte
und dem der Untergang des alten Bern die
gerechte Strafe brachte, während das Wirts-
töchterchen seine treue Liebe durch die
Wiederkehr des ehrenfesten Fritz belohnt
sah. Bitters Erzählung (auf die sich Grun-
ders Dialektstück in den Hauptzügen
stützt) hält allerdings vor der historischen
Kritik nicht stand. Sie ist ein Tendenz-
wächs, gesprosselt auf dem Boden der lei-
denschaftlichen Parteikämpfe des jungen
demokratischen Staates. Der letzte Land-
vogt von Signau, Beat Emanuel Tschärner
— aus einer Patrizierfamilie, die den Ruf
besonderer Rechlichkeit und Leutseligkeit
genoss — hatte einen einzigen Sohn, der
1798 erst siebenjährig war; er hat sich spä-
ter als Professor der Physik einen ange-
sehenen Namen geschaffen. — Und doch
kann Arthur Bitter seine Geschichte wohl
nicht schlankweg erfunden haben. Denn
wenige Jahre vor dem Übergang heiratete
eine Signauer Wirtstochter einen Schreiber
im Schlosse... und hier dürfte wohl der
Ursprung der Sage von den heiklen Liebes-
fäden, die Wirtshaus und Schloss verbun-
den haben sollen, zu suchen sein.

Grunders Stück kann, wie wir sehen,
nicht Anspruch darauf erheben, dass man

es als Zeitbild werte, als Schilderung der
Verhältnisse und Zustände, die zum «Über-
gang» führten. Den Bruch zwischen Patri-
ziat und Landvolk erzeugten nicht Miss-
wirtschaft und Tyrannei (über solche Dinge
hat sich 1798 wohl kaum jemand mit Fug
und Recht beklagt!), sondern die Hilf-
losigkeit der Friedenspartei gegenüber der
gerissenen französischen Propaganda und
der fünften Kolonne. Die patrizischen Ver-
fechter des Wehr- und Durchhaltewillens,
wie er uns heute selbstverständlich ist,
standen fast durchwegs im Felde bei der
— aus guten Gründen immer misstrauischer
werdenden — Truppe und konnten in die
Regierungspolitik nicht mehr aktiv ein-
greifen.

Aber: steht auch das Stück «Bärewirts
Töchterli» historisch auf schwachen Füßen,
so hat es in anderer Hinsicht grosse, man
möchte sagen einmalige und unsterbliche
Verdienste. Und mit vollem Recht feiert es
seit 40 Jahren immer wieder Triumphe, ist
es über 1000mal aufgeführt worden und ging
es im Siegeszuge über die Bühnen zu Land
und Stadt, weit über die schwarz-roten
Grenzpfeile hinaus. Denn es ist das älteste
Mundartstück mit heimatgeschichtlichem
Stoff. Karl Grunder, der älteste lebende
Pionier des Mundarttheaters, hat es als
Dreihundzwanzigjähriger geschrieben. Und
das war eine mutige Tat. Denn damals be-

herrschten das schaurige Ritterdrama, die
einfältige Posse, das süsslich-pathetische
Heldentum (Zweititelstück!) das Volks-
theater. Demgegenüber erschien mit «Bäre-
wirts Töchterli» guter Heimatschutz, der
sich durchsetzte und freie Bahn schuf für
die hochwertige Mundartbühne, um die man
uns Berner heute beneiden darf.

Die neue Fassung hat eine straffere,
konzentriertere Handlung, weniger Senti-
mentalität und mehr Lebensnähe, dazu ein
plastischeres, bildhafteres Berndeutsch. Ein
kundiger Regisseur wird ohne Schaden da
und dort den Stoff noch ansetzen können
und beispielsweise am Schlusse die An-
sprache Christens und das anschließende
Chorlied streichen. Auf jeden Fall aber
wird «Bärewirts Töchterli» weiterhin ein
Zugstück im besten Sinne dieses oft mis-
brauchten Wortes bleiben. Es gehört zu
den Klassikern der bernischen Mundart-
dichtung. C. L.

Tennis lernen! Schule des Tennisspiels. Von
Hugo de Senarclens, Dozent für Tennis
an der ETH. — 192 Seiten 15×23 cm. Mit
238 Photos und Skizzen. — 1944, Zürich,
Albert Müller Verlag, AG. — Geh. Fr.
13.—, geb. Fr. 16.—.

In diesem Buche hat der Verfasser, Do-
zent für Tennis an der Eidg. Technischen
Hochschule, Verbandstrainer des Schwei-
zerischen Tennisverbandes und Schweizer
Professional-Hallenmeister 1936, seine ei-
gene Entwicklung als erfolgreicher Ama-
teurspieler und seine mehr als zehnjährige
Erfahrung als bewährter Trainer verwertet.

Im logischen Aufbau des Stoffes und in
der Gründlichkeit der Beweisführung ist
dieses Standardwerk einzigartig. Man spürt
aus jeder Zeile, dass es von einem Manne
geschrieben wurde, der selbst als Spieler
mit dem Tennis lebt und der in diesem
Sport nicht nur ein Lehrfach, sondern sein
Lebensziel gefunden hat.